

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 146.

Donnerstag, 26. Juni.

1930.

(11. Fortsetzung.)

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Siemoss

(Nachdruck verboten.)

Diesen Tatbestand hätte jeder andere gewissenhafte Polizeibeamte ebenso gut festgestellt wie Gambichler. Im vorliegenden Falle aber hatte Gambichler jedem anderen Polizeibeamten, Doktor Carsten ausgenommen, etwas voraus: er hatte Kenntnis von dem Briefe der Vera Reese an Hsenbeil.

Selbstverständlich machte sich Gambichler seine Gedanken darüber, ob der Mord an Vera Reese mit dem Briefe an Hsenbeil in Zusammenhang stehe.

Ein solcher Zusammenhang war so wahrscheinlich, daß der Hammer stutzig wurde. Er hätte gern mit Doktor Carsten darüber gesprochen. Brachte man nämlich den Tod der Vera Reese mit der „Indiskretion“ gegenüber Hsenbeil in Zusammenhang, so war die Wegerichtung für den Kriminalisten allzu deutlich.

Wer hatte denn Nutzen vom Tode der Vera Reese? Nach Lage des Falles Herr Regierungsrat Lammont, dem die Reese eine unangenehme Belastungszeugin zu werden drohte. So betrachtet, lag der Schluß allzu nahe auf der Hand, daß der unbekante Besucher Herr Regierungsrat Lammont in Person gewesen sei, der es auf die Beseitigung der Vera Reese abgesehen hatte.

Dieser Schluß lag, wie gesagt, nahe, allzu nahe. Er gab freilich noch immer keine Antwort auf die Frage: Wer war denn die Besucherin?

Fest stand für Gambichler, daß in diesem Mordprozeß Regierungsrat Lammont sowohl, als auch die Andersen zum mindesten eine wichtige Rolle spielen würden. Er gab Auftrag, beide möglichst rasch zur Stelle zu bringen. Auch nach Hsenbeil sandte er einen Schutzmann; er brauchte von Hsenbeil den Brief, den Vera Reese ihm gesandt hatte. Und endlich ließ er sich die Personalakten aus der Theresienanstalt kommen; er wollte sich über die Vergangenheit der Reese informieren.

Achtes Kapitel.

Ein Handschuh wird zum Fehhandschuh.

Hsenbeil befand sich um die Zeit, da Gambichler nach ihm sandte, auf dem Wege ins Polizeipräsidium. Er war auf der Suche nach Doktor Carsten. Er hätte gern erfahren, ob Doktor Carsten an diesem Tage noch etwas ermittelt hatte.

Als er ins Polizeipräsidium kam, teilte man ihm mit, daß Doktor Carsten an diesem Nachmittag überhaupt noch nicht ins Bureau gekommen sei. Anscheinend befand er sich beim Spüren.

Gerade, als er enttäuscht das Polizeigebäude wieder verlassen wollte, tauchte ein Schutzmann auf und hielt ihn an:

„Sie kommen wie gerufen, Herr Rechtsanwalt. Herr Kommissar Gambichler möchte Sie sprechen. Bitte kommen Sie in die Baumstraße Nummer siebenundzwanzig; dort ist eine Note gefunden worden.“

In fliegender Hast berichtete er dem Rechtsanwalt das Notwendigste. Hsenbeil begab sich sofort in die Baumstraße, und der Schutzmann machte sich auf die Suche nach der Andersen.

Er fand sie nicht in ihrer Wohnung, wurde aber in die Wohnung der Lilly Behrens gewiesen, und dort traf er beide Schauspielerinnen. Er forderte beide Damen

auf, sich in die Baumstraße Nummer siebenundzwanzig zu begeben. Der Umstand, daß er auch Lilly Behrens hierzu aufforderte, beschied diesem Tage noch eine Fülle von Verwirrungen.

Seiden war deprimiert, als er nach Hause kam. Es lastete auf ihm, daß er nicht wußte, wie er Lammont anzufassen hatte.

Er hatte an diesem Abend allerhand Ursache, noch deprimierter zu werden. Die erste Überraschung hartete auf ihn in seiner Privatwohnung. Er hatte die Papierschnitzel, die er im Papierkorb bei Lammont gefunden hatte, fast vergessen, als ihn ihr Rascheln daran erinnerte, erinnerte, daß sie geordnet sein wollten. Und wiewohl die Dienststunden längst vorüber waren, wurde er dienstlich und machte sich mit Geduld und Ausdauer an die mühevollen Arbeit, sie zu sichten.

Wer es jemals versucht hat, einen in kleine Stücke zerrissenen Brief nachträglich wieder zusammenzusetzen, dem mag es verwunderlich erscheinen, daß Seiden seine Arbeit schon nach einer Viertelstunde erfolgreich beendet hatte.

Er hatte eine Art Intuition beim Aneinanderreihen der Papierstücke angewandt; sie ordneten sich wie Feilenspäne in einem magnetischen Feld. Aber der Inhalt des Briefes wirkte niederschmetternd auf ihn. Er mußte die letzten Zweifel von der Unschuld Lammonts fallen lassen.

Dieser Brief der Vera Reese hatte folgenden Wortlaut:

„Herrn Lammont, hier.“

In der Zeitung habe ich gelesen, daß Sie die arme Biola Andersen vor den Staatsanwalt gebracht haben, weil sie Sie verdächtigt haben soll. Ich kann es nicht länger mit ansehen, wenn Sie ein Mädchen nach dem andern unglücklich machen. Sicher haben Sie es mit der Andersen genau so gemacht wie mit mir, und weil die Andersen energischer war als ich, wollen Sie sich jetzt rächen. Aber Sie sollen diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Ich werde nicht mit ansehen, wenn die Andersen unschuldig verurteilt wird; dann werde ich erzählen, wie Sie es mit mir gemacht haben. Wie Sie mir das Essen entziehen wollten, als ich mich wehrte. Ich werde morgen früh in die Verhandlung kommen. Entweder geben Sie dem Richter freiwillig zu, daß alle Ihre Aussagen Schwindel sind; dann will ich von mir aus still sein, oder aber Sie versuchen weiter den tugendhaften Mann zu spielen, dann werde ich mich melden und werde den Herren die Augen öffnen.

Eine, die u ihren Geschlechtsge nossinnen hält:
Vera Reese.“

Die große Überraschung aber stand Seiden noch bevor. Als er nämlich bei Lammont telephonisch anrief, um Lammont zu einer Vernehmung zu sich zu laden — er fürchtete eine Vernehmung in Anwesenheit der schönen Hede —, teilte ihm Hede Lammont mit, ihr Bruder sei eben von einem Schutzmann nach der Baumstraße siebenundzwanzig bestellt worden.

„Nach der Baumstraße?“ fragte Seiden durchs Telephon. Er erinnerte sich, daß der Brief der Vera Reese an Hsenbeil von der Baumstraße aus geschrieben war.

„Zawohl“, versicherte Hede Lammon. „Nach der Baumstraße, und zwar zu Vera Reese.“

„Vera Reese hat ihn durch einen Schutzmann holen lassen?“ fragte Seiden ungläubig.

„Nein“, erklärte ihm die weibliche Stimme am anderen Ende des Drahtes, „die Polizei hat ihn in die Wohnung der Reese kommen lassen; denn die Reese ist ermordet worden.“

„Ermordet?“ rief Seiden erschreckt.

Hede Lammon fühlte am anderen Ende des Drahtes deutlich die Erregung des Staatsanwalts.

„Ermordet“, bestätigte sie. „Ich habe mir gleich so etwas gedacht. Paßt das nicht treffend in meine Charakteristik?“

Seiden hatte keine Lust, am Telephon Debatten zu führen. Aber die Befriedigung, die Hede Lammon zu erkennen gab, fand er doch verwunderlich.

„Wie paßt das zur Charakteristik, die Sie gaben?“ fragte er leicht gereizt.

„Sehr einfach“, erwiderte Hede Lammon fast fröhlich, und Seiden fragte sich, ob dieser blinde Glaube an ihren Bruder echt oder geheuchelt sei.

„Die Andersen muß doch die Vera Reese auf die Seite schaffen; denn wenn sie morgen vernommen würde, dann käme doch heraus, daß der ganze Brief nur eine Fälschung ist.“

„Wenn er aber keine Fälschung ist?“ warf Seiden ein. Er unterdrückte mit Mühe die Bemerkung, daß er ja im Papierkorb des Lammon einen noch verdächtigeren Brief gefunden hatte.

Aber Hede Lammon ließ sich nicht beirren. „Ich bleibe dabei, daß die Vera Reese beiseite geschafft wurde, weil sie sonst unter Eid hätte angeben müssen, daß das Briefgeschreibsel gar nicht den Tatsachen entspricht.“

Seiden brach die Unterhaltung ab und beschloß, die Wohnung der Reese aufzusuchen.

Das Theresiengefängnis führte als moderne Strafanstalt gründliche Strafakten über seine Gefangenen. Diese Strafakten waren dem Kommissar jetzt sehr von Nutzen. Er ersah daraus die ganze Vergangenheit der Reese.

Und sie hatte eine Vergangenheit hinter sich. Einige Vorstrafen wegen Diebstahls, eine wegen Gewerbeunzucht, eine wegen Urkundenfälschung; freilich keine langjährigen Strafen. Ihr Verschulden war nie so schwer gewesen, daß es nicht mit einigen Wochen gefühnt gewesen wäre.

Offenbar gehörte sie zu den schwachen, widerstandlosen Menschen, die an sich vielleicht gutmütig sind, aber jeder Versuchung anheimfallen. Wahrscheinlich auch, daß die Männer in ihrem Leben eine große Rolle gespielt hatten und daß sie manches Vergehen einem Manne zuliebe begangen hatte.

Ihr Tod war nicht eben ein Verlust für die soziale Gemeinschaft; aber dennoch vermochte sie Mitleid zu erwecken. Im Grunde genommen repräsentierte sie den Typ einer unglücklichen Gesellschaftsschicht.

Als Hedenbeil kam, war die erste Bitte des Kommissars, ihm den Brief der Vera Reese auszuhändigen. Zum Glück hatte ihn Hedenbeil bei sich. In dem Personalakt Reese der Gefangenenanstalt befand sich ein Gesuch der Reese um Straferlaß, von dieser eigenhändig geschrieben. So hatte denn Gambichler Gelegenheit, die Schrift des Briefes mit der Schrift im Personalakt zu vergleichen. Es war kein Zweifel, daß beide Schriften dieselbe Urheberin haben mußten.

Hedenbeil war gewiß kein herzloser Mensch, aber als er im Zimmer der Toten war, galt sein Bedauern in erster Linie der Andersen, seiner Mandantin. Sie war durch diesen Tod der Reese eines gewichtigen Zeugnisses beraubt. Ein Glück wenigstens, daß diese Reese eine schriftliche Äußerung hinterlassen hatte und daß der Nachweis zu erbringen war, daß diese Äußerung tatsächlich von der Reese stammte.

Als Seiden sich wenige Minuten nach Hedenbeil an der Nordstelle einstellte, hörte er mit uneingestandenem Bedauern, daß die Schrift der Reese echt sei. Er hatte mit dem Gedanken kokettiert, daß Hede Lammons Ver-

mutung, der Brief sei eine geschickte Fälschung, der Wahrheit entspräche. Dieses Bedauern wich steigendem Zorn während der Vernehmung Lammons.

Gambichler leitete diese Vernehmung:

„Sie kennen Vera Reese?“

„Gewiß“, erklärte Lammon in seiner entschiedenen, freundlichen Art, die ihm am Morgen im Gerichtssaal die Herzen gewonnen hatte, „Sie war ja im Theresiengefängnis zur Verbüßung einer mehrwöchigen Strafe.“

Und er erzählte dem Kommissar das, was dieser schon aus den Personalakten entnommen hatte.

„Hatten Sie persönliche Beziehungen zur Reese?“

Lammon war erstaunt:

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine persönliche Beziehungen so, wie sie Fräulein Andersen von Ihnen zu ihr behauptet.“

Lammon wurde rot. Es konnte das Rot des Argers über dieses Ansinnen, es konnte auch das Rot der Verlegenheit sein.

„Ich hatte mit Vera Reese so wenig zu tun, wie mit der Andersen“, erklärte er entschieden.

„Wie erklären Sie sich denn“, fragte der Hammer, „daß Vera Reese heute diesen Brief an Herrn Rechtsanwalt Hedenbeil geschrieben hat?“ Er reichte ihm den Brief. Lammon las ihn wiederholt durch. Er schien den Inhalt nur langsam zu erfassen.

„Es ist kein wahres Wort daran.“

Der Hammer zuckte ungläubig mit den Achseln.

„Wo waren Sie zwischen fünf und sechs Uhr?“

fragte er plötzlich in das Nachsinnen des Regierungsrats hinein.

„Zwischen fünf und sechs Uhr?“ sann Lammon nach. „Zwischen fünf und sechs Uhr war ich nicht zu Hause.“

Der Hammer nahm den Ton an, den Beamte anzunehmen pflegen, wenn sie Unsicherheit beim Delinquenten erkennen.

„Ich will nicht wissen, wo Sie nicht waren, sondern ich will wissen, wo Sie waren.“

„Zwischen fünf und sechs Uhr war ich am Bavariaplatz“, gab Lammon zu. Er war sich bewußt, wie verhängnisvoll dieses Geständnis war, denn der Bavariaplatz lag kaum fünf Minuten von der Baumstraße entfernt.

„Was machten Sie zwischen fünf und sechs Uhr am Bavariaplatz?“ fragte der Hammer, „wo doch Ihre Wohnung in einer ganz anderen Stadtgegend liegt?“

Lammon war blaß geworden. Man konnte meinen, daß er erst jetzt die Gefahr erkenne, in der er schwebte. Er schien mit sich zu kämpfen. Erst nach einer Pause hob er an:

„Ich werde Ihnen am besten alles erzählen; denn ich glaube jetzt fast selbst nicht, daß es ein Zufall war, daß ich mich am Bavariaplatz aufgehalten habe. Etwa eine Stunde nach Schluß der Gerichtsverhandlung, zwischen drei und vier Uhr, bin ich angerufen worden. Am Telephon war eine mir unbekannte Stimme, die mir erklärte, ich solle zwischen fünf und ein viertel sechs Uhr am Bavariaplatz sein. Sie habe mir etwas Wichtiges zu sagen.“

„Und Sie forschten nicht weiter, wer das sei?“

„Offen gestanden, nein. Die unbekannte Stimme erklärte mir, es handle sich um die Sache Andersen. Eine frühere Strafgefängene könne mir eine wichtige Mitteilung machen. Sie wolle mich aber mündlich sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Lob des Reisens.

Nach dem Altdeutschen von Walter Meckauer.

Wer allzeit hinterm Ofen sitzt,
Nur Grillen fängt und Dölästein spitt,
Und fremde Lande nicht erschaut,
Der bleibt ein Faultier auf seiner Haut!
Doch, als wär er aufs Maul geschlagen,
Und muß nur hören, was andre sagen.

Wer aber ist gewesen weit,
Und hat besucht fremde Leut,
Der wird geliebt von jedermann,
Weil er von vielem reden kann.
Wer nie kam raus, kam nie nach Haus,
Und ward ein grober Esel draus.

Ein Mädel aus Tromsø.

Von Jörgen Hansen.

Nordlandsfahrt — Wikingfahrt nach Thule — Jugendtraum! — Das Land der hellen Nächte und der Mitternachtssonne, das Land der Fjorde und Fjelde: Norwegen! Aber dieses Land hat Dr. Jörgen Hansen, Professor an der Pädagogischen Akademie in Kiel, ein Buch „Im Lande der hellen Nächte“ geschrieben. Mit Genehmigung des Verlegers F. A. Brockhaus in Leipzig bringen wir folgenden Abschnitt:

Tromsø ist von einem gewaltigen Gebirgsparanorama umgeben. Von der Hauptstraße aus, die nach dem Süden verläuft, schaut man nach beiden Seiten auf riesige Gebirgsketten, die mit Schnee bedeckt sind. Ganz in der Nähe von meinem Gasthaus lag ein Café; dort trank ich morgens meinen Kaffee. Auch in Tromsø gab es keinen Alkohol. Die Menschen, die dort zum Frühstück kamen, tranken Kaffee und aßen dazu einige belegte Butterbrote, die, wie überall in Norwegen, auf dem Büfett bereitstanden. Ich habe den Eindruck gehabt, daß die Bewohner von Tromsø es verstehen, das Leben von der freundlichen Seite zu nehmen. Die Straßen waren immer sehr belebt, besonders die Hauptstraße. Dieser Verkehr nahm am Abend beträchtlich zu. Der Verkehr hörte in der Nacht kaum auf. Es wollte überhaupt nicht Nacht werden. Wenn ich gegen 2 Uhr zu Bett ging, war es noch so hell, daß man meinen könnte, es wäre erst der Anfang des Abends. Erst gegen Morgen hörte das lebhaftes Hin und Her auf der Straße allmählich auf. Die Tromsøer nennen ihre kleine Stadt „das nordische Paris“. Ein kleines Körtchen Berechtigung steckt sicher darin. Sie sind in der Tat für Norweger auffallend lebendig und frohgemut, wenn auch sonst in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Melancholie das Charakteristische bleibt.

Auf meinen Wanderungen hatte ich auch meine Reisegefährtin, die aus Tromsø stammte, wieder getroffen, und sie wurde nun meine Führerin, die mich mit der Stadt und dem eigentümlichen Leben derselben bekannt machte. Sonderbar diese nordischen Mädchen mit ihrem schwermütigen Blick und ihrem ernsten Sinnen, sonderbar auch ihre Gedankenwelt und fremdartig ihre Sprache und ihr Wesen — fast unergründlich. An einem märchenhaft hellen Abend führte sie mich aus der Stadt hinaus auf die Höhe, die sich nach dem Osten erstreckt. Durch die üppigen Gärten wanderten wir an den vielen Villen vorbei bis zu dem Kirchhof hinan. Es war schon empfindlich kalt geworden. Der Mond stand hoch am Himmel und die Sterne leuchteten hell am Firmament — eine eigentümlich klare und eisige Luft. „Ja“, sagte sie, „es wird bald Winter. Wissen Sie, der Sommer ist vorbei, der Tag ist vergangen, jetzt kommt für uns die lange, lange Nacht.“ Sie sagte es in einer solchen schwermütigen Art, daß ich sie bat, mir zu erzählen, mit welchen Empfindungen sie eigentlich diese lange Winterzeit erträgt. Diese Zeit, in der die Sonne nicht mehr scheint, da es keinen Tag und keine Nacht gibt, ist für uns schwer verständlich. Derjenige, der es nicht erlebt hat, vermag es kaum zu fassen. Diese ewig dämmerigen Tage und diese langen dunklen Nächte. — Sie hatte mich inzwischen auf den Kirchhof geführt, und schließlich standen wir vor einem einsamen Grabe, auf dem eine Vant stand. „Hier liegt meine Mutter begraben“, sagte sie, und es klang wie ein unterdrücktes Schreien. Wir seipen uns auf die Vant, und sie erzählte mir von ihrem Leben hier oben im Norden. „Ja“, so begann sie, „lezt Mitte Dezember geht die Sonne von uns, und dann wird es Nacht. Nichtig hell wird es nicht mehr. Nur um die Mittagszeit ist es vielleicht drei Stunden so hell, daß man am Fenster die Zeitung lesen kann. Der Verkehr geht trotzdem ruhig seinen Weg, immer brennen die Lampen. Wir sitzen des Abends an unserem Kamin und sprechen von alten Zeiten. Wenn dann der Sturmwind über uns braust und wie ein harter und heiserer Laut aus der Ferne klingt, rücken wir enger um das knisternde Feuer zusammen. Dann denken wir, während draußen über Gärten und Gassen allmählich die kalte Nacht ihren düsteren Mantel ausbreitet, an seltsame Geschichten, die wir noch aus unserer Kinderzeit kennen. Sie erzählen von unsern Urvätern. Sie kommen aus fernem Ländern; sie berichten von den Wikingern und von ihren roten Drachenschiffen und ihren abenteuerlichen Fahrten. Manchmal klingt in uns ein heller Klang mit, und wir merken, wie unsere Herzen schneller schlagen und unsere junge Brust sich in Sehnsucht weitet. — Drei lange, endlos lange Monate — eine düstere, vom Tod umflossene Zeit. Alles ist so kalt und so kalt, alles ist gestorben, mit Schnee bedeckt, und darüber braust der eisige Nordwind.“ Sie hielt einen Augenblick inne, und ihr Blick schaute verloren in die Ferne. „Da haben Sie es schon schöner unten im fernem Süden, wo Sie die Sonne nicht verläßt. Aber auch diese Zeit hat ein Ende, und dann erleben wir den neuen Tag, wenn die Sonne wieder kommt, mit einer ganz anderen inneren Freude, als Sie es ergründen können. Denken Sie, auf einmal erwache ich am Morgen, und mein ganzes Zimmer glüht in einem goldenen Licht. Aber meinen Fenstern wettet sich ein klarer blauer Frühlingshimmel. Sie können sich

denken, wie unser Herz dann jubelt; sie ist wieder da, unsere Sonne. Es ist ein ganz unennbares Gefühl, wieder ihre warmen Strahlen zu empfinden. Wie war sie so klar, so wohligh warm, unendlich beglückend in ihrem so goldenen Schimmer; wie sah ich den Himmel so hell und die wandernden Wolken so weiß; wie sah ich den Fjord so heiter und die Kiefer so lebensfroh. Und nun kommen sie, die hellen, herrlichen Sonnentage mit ihrem weiten wolkenfernen Himmel. Bald kommt auch der Frühlingwind und rüttelt gelinde an den Bäumen, und sie erwachen zu neuem knospendem Leben. Es ist ein Treiben und Drängen unter Menschen und Tieren, ein unendliches Frohlocken in der Natur. Die Nacht ist vorbei, die Fern ist dahin. Wir schauen nur nach dem Süden in die Ferne, als erwarteten wir von dort das Glück. Es ist nichts anderes, als wenn ein lieber guter Freund von uns gegangen ist, der nach langen, langen Jahren wieder zu uns zurückkommt und von uns, die wir mit Sehnsucht seiner immer gedacht haben, mit glühendem Herzen umarmt wird. Ja, dann sind wir wieder froh. Unsere Brust dehnt sich wieder, und unsere Augen werden blank. Wir eilen hinaus auf unsere Verge, als müßten wir alles, was wir um uns herum sehen, von neuem grüßen, den Fjord und die Bäume und die weißen Fjelde, und unser Herz erhebt und erzittert im Gefühl der Heimatliebe — tiefe Liebe zu unserer bleichen und schwermütigen nordischen Heimat.“

Villa Mattei.

Eine Erinnerung von Gräfin Brockdorff-Meran.

Sie hat lange auf meinem Schreibtisch gestanden, die kleine Photographie der geheimnisvoll dunkeln Steineichenallee der Villa Mattei. Voll Sehnsucht streiften meine Augen oft über sie hin. Nun habe ich sie wiedergelesen. Nach fünfundsanzig Jahren. Außerlich fast unverändert und doch so ganz anders!

Die deutsche Besitzerin hatte seinerzeit Haus und Park deutschen Geistlichen als Wohnsitz überlassen. Durch einen lebenswürdigen Zufall hatten wir damals Zutritt ins Innere erhalten und die geistlichen Landsleute führten uns freundlich umher.

In tiefem, westabgeschiedenem Frieden lag der fest abgeschlossene Park. Der romanische Turm von S. Giovanni und Paolo, die Kuppeln von S. Stefano und S. Maria Donnica grüßten über die Mauern. Das Geläute ihrer Glocken begleitete die im Gebete wandelnden Priester und schuf eine feierlich-kirchliche Stimmung. Hohe Wände von edig geschnittenem Buchsbaum umgaben die weiten Rasenflächen. Pinien, Cedern und Steineichen spendeten kühlen Schatten. Am schattigsten und kältesten war die mächtige, alte Steineichenallee, deren Kronen sich zu einem Rundbogengewölbe schlossen, durch das nur vereinzelte Sonnenstrahlen drangen. An ihrem Ende stand ein antiker Sarg, in den eine Fontäne Wasser ergoß. Zwei große moosbewachsene Amphoren ragten wie Wachen daneben auf. Aus der Allee trat man auf eine sonnenüberflutete Terrasse. Orangebäume mit goldbroten Früchten streckten ihre Zweige bis an den Rand dieser Terrassen, Rosen wucherten wie Unkraut, Alantus umsäumte die Begränder. Aus der löstlichen, friedlichen Abgeschlossenheit öffnete sich ein überraschender Blick in die weite, geräuschvolle, lebendurchpulste Welt. Über die riesenhaften Reste der Caracallathermen, über menschenbelebte Straßen und Plätze, altersgraue Kirchen, die Via Appia entlang bis zu den tiefblau schimmernden Albanerbergen, in denen das villenreiche Frascati, das weinfrohe Marino, Grottaferrata und Rocca bei Papa hell in der Sonne leuchten.

Alles ist heute wie einst, aber die weltverlorene Stille hat frühlichem Leben Platz gemacht. Die Villa Mattei ist als deutsches Eigentum in italienischen Besitz übergegangen und heißt jetzt Villa Celimontana. Der Park ist dem Publikum freigegeben. Kinder spielen auf den Wegen, alte Leute sonnen sich auf den vielen Bänken. Reisende gehen mit ihren Handbüchern umher. In der dunklen Steineichenallee sitzen vereinzelte Liebespaare vor zerbrochenen Göttergestalten. Nur ab und zu wandert, wie ein Schatten aus vergangenen Tagen, ein Mönch mit dem Brevier durch die schmalen Wege, die an S. Giovanni und Paolo grenzen und vom Publikum seltener besucht werden.

Ich sitze auf der sonnigen Terrasse und schaue wie einst weit ins Land hinaus. Die Fenster oben im Kloster des Monte Cabo leuchten in der untergehenden Sonne wie flimmernde Kubine. Meine Gedanken wandern fünfundsanzig Jahre zurück. Ich sehe den schmalen, blauen Kaplan mit den blauen Schwärmen vor mir, der mir damals die Photographie als Andenken gab. Guter Bruder Feliciano, wo magst du heute weilen? Ob du ein kleiner Seelsorger geworden, der irgendwo in deutschen Landen sitzt oder einen hohen Kirchenposten bekleidet!

Die Sonne erlischt, ein kühler Wind weht durch die Bäume. Die eben noch leuchtende Welt vor mir wird grau und kalt. Leise mahnend ertönt die Schelle, das Zeichen, daß der Park geschlossen wird. Langsam und zögernd verlassen die Liebespaare ihr Versteck. Langsam und zögernd nehme auch ich Abschied von der Villa Celimontana, die einst Villa Mattei hieß.



Des Kleingärtners Tagewerk im Juli.

Die üppige Vegetation hat durch die lebenspendende harte Sonnenbestrahlung ihren Höhepunkt erreicht und geht ihrer Vollendung, ihrer Reife entgegen. Zwar schmücken noch zahlreiche Blumen in entzückender Pracht und Mannfaltigkeit die heimatische Fluren, aber schon erbläst das trübe Grün, das leithet unser Auge erfreute, in Folge der endenden Sonnenwärme und fahler und matter werden die Farbentöne der blauen Landschaft, nur die gelben Getreidefelder unter blauem Himmelszelt vermögen, wenn auch auf kurze Zeit, ein überaus malerisches Bild hinauszubilden. Leider ein mahnendes Zeichen des bald nahenden Herbstes. Noch wollen wir uns des Sommers am frühen Morgen oder späten Abend erfreuen und ihn in seiner ganzen Schönheit genießen.

Im Obstgarten beginnt bereits die Ernte des frühen Sommerobstes. Alles Beerenobst sollte man in seiner Vollreife pflücken, da dann bei seiner Verarbeitung wesentlich an Zucker gespart wird. Beim Kirschpflücken ist besonders darauf zu achten, daß die Krone peinlichst gesont und namentlich die Rinde nicht verletzt wird. Bei Sauerkirschen schneidet man die Früchte mit der Schere ab oder erntet sie ohne Stiele.

Reichbehängene Bäume sind zur Vermeidung von Astbrüchen zu stützen. Bei trockenem Wetter sind die Bäume, besonders das Spalierobst, reichlich zu gießen. Bei späten Apfel- und Birnsorten sind zu dicht sitzende Früchte auszusputzen, wobei die verküppelten, wurmfressigen und zurückgebliebenen entfernt werden. Das Zwergobst ist weiter zu entspitzen. Bei Spalieren werden die Verlängerungen angeheftet. Bei den Weinstöcken sind die Geize auszubrechen. Schöne Früchte des Kernobstes werden in Papiertüten eingehüllt.

Auf Schädlinge und Krankheiten der Obstbäume ist rechtzeitig zu achten und einzugreifen, um größerem Schaden vorzubeugen.

Im Gemüsegarten muß besonders bei Trockenheit durchdringend gegen Abend gegossen werden, um das Wachstum der Pflanzen zu fördern. Denselben Zweck verfolgt das Bodern des Bodens, so bald er verkrustet ist, dabei ist gleichzeitig das Unkraut zu vernichten. Es können noch ausgesät werden: Sommerpinat, frühe Karotten, Winterrettiche, Speiserüben, sowie ein Sak früher Buschbohnen, ferner zur Anzucht von Sektlingen: Butterkohl, Endivien, Oberkohltrabi. Zu pflanzen sind: Blumentohl, Wirsing, Kohlentohl, Kraus- oder Wintertohl, Kohlrabi, Sellerie, Lauch und Endivien.

Bohnen sind unter größter Schonung der Sträucher zu ernten. Es dürfen keine Hülsen zur Samengewinnung hängen bleiben, sonst leidet die Gesamternte darunter. Man wähle dazu einzelne Stöcke aus und lasse alle Hülsen von vornherein hängen. Gewürzkräuter sind vor dem Erblühen zu schneiden und im Schatten zu trocknen. Bei den Tomaten sind alle acht Tage die Seitentriebe zu entfernen und die Haupttriebe anzuhelfen. Bei trockenem Wetter sind sie reichlich zu gießen und ab und zu zu düngen. Alle laufenden Kulturarbeiten, besonders Gießen, Hacken und Jäten, sind fortzusetzen. Blumentohl, Sellerie, Gurken und Kürbis erhalten öfters einen Düngerguß, wozu sich Alberts Spezialdünger Marke AG. (10 Gramm auf eine Gießkanne Wasser), sehr gut eignet.

Gemüsepflanzen mit hohem Feuchtigkeitsbedürfnis.

In den Pflanzen fließt ein ununterbrochener Wasserstrom von den Wurzeln nach den Blättern. Das Wasser trägt die von ihm aufgelösten Nährstoffe aus dem Boden der Pflanze zu, die daraus mit Hilfe der Kohlenensäure der Luft Stärke, Zucker, Eiweiß u. a. erzeugt. Das Wasser dient also hauptsächlich als Transportmittel dieser Nährstoffe. Das überschüssige Wasser wird an der Oberfläche der Blätter in Form von Wasserdampf oder auch kleiner Wassertröpfchen ausgeschieden. Dadurch wird Platz geschaffen, daß neues Wasser mit neuen Rohstoffen zufließen kann. Die Verdunstung wird durch Wärme und Wind wesentlich gefördert. Dementsprechend verbrauchen dann die Pflanzen große Mengen Wasser, um so mehr, je zahlreicher und umfangreicher ihre Blätter sind. Da durch die fortgesetzte Wasser-

verdunstung immer wieder neue Wassermengen und damit auch ihr Wachstum erheblich gesteigert.

Diese Erörterungen werden durch die Erfahrungen vollständig bestätigt. Unsere meisten Gemüsearten, vor allem die verschiedenen Kohlsorten und an ihrer Spitze der Blumentohl, verfügen über große Blattflächen, die für eine starke Wasserverdunstung wie geschaffen sind. Sie sind also besonders wasserbedürftig. Darum beobachten wir denn auch, daß der Herbst mit seinen reichen Niederschlägen an Tau und Regen ihr Wachstum mächtig anregt, während in trockenen Zeiten ihre Entwicklung gänzlich stille steht, wenn die Pflanzen nicht reichlich bewässert werden. Dasselbe läßt sich bei den Kohlraben, Rettichen und Radieschen, die nur bei entsprechender Feuchtigkeit sich rasch entwickeln, zart und schmackhaft werden, feststellen. Auch der Kopfsalat und Spinat, beide mit vielen großen Blättern ausgestattet, wachsen nur schnell und jener schließt sich rasch und bleibt zart bei reichlicher Bewässerung. Ohne weiteres ist nun auch klar, daß Gurken, Kürbisse und auch Rhabarber mit ihren großen Blättern nur dann sich zu unserer Freude entwickeln, wenn sie außer kräftiger Düngung auch über hinreichende Feuchtigkeit im Boden verfügen. Dasselbe gilt auch von dem Sellerie.

Die neuzeitlichen Bewässerungsanlagen kommen dem Feuchtigkeitsbedürfnis der erwähnten Gemüsearten in weitgehendster Weise entgegen. Ihre Anlagekosten machen sich bald bezahlt durch die raschere Entwicklung der berechneten Gemüse, die bei reichem Sonnenschein oft zwei oder drei Wochen früher gebrauchsfertig sind, als die nicht regelmäßig bewässerten.

Sommerliche Pflege der Erdbeeren.

Nur zu oft wird sich nach der Ernte um die Erdbeerecke nicht mehr bekümmert. Noch nicht einmal wird der beim Pflücken festgetretene Boden gelockert. Das Unkraut macht sich breit. Die Ranken wuchern in großer Zahl. Kurzum, die Beete verwildern vollständig. Abgesehen davon, daß ein derartiges Beet keine Zierde für einen sonst wohlgepflegten Garten ist, schadet man durch diese Vernachlässigung der Beete dem nächstjährigen Ertrag ganz erheblich. Man bedenke, daß die Pflanzen im Laufe des Sommers bis in den Herbst eine große Menge Nährstoff in dem Wurzelstock aufspeichern. Dieser Vorrat dient im nächsten Frühjahr zur Entwicklung der Blüten und Früchte. Der Schwerpunkt für den Erfolg der nächstjährigen Ernte liegt demnach in einer sachgemäßen Behandlung der Pflanzen nach der Ernte, in einer Pflege, die ihre fürsorgliche Tätigkeit begünstigt und fördert. Diese Behandlung hat sich in erster Linie auf die Bodenpflege, das öftere Entkranken und die Bekämpfung der Schädlinge zu erstrecken. Je sorgfältiger man hierbei nach der Ernte bis in den Herbst vorgeht, um so reicher wird der Ertrag im kommenden Frühjahr sein.

Vor allem muß es die vornehmste Sorge des Gartenbesizers sein, den Boden nach der Ernte durch flaches Hacken, wie es bei den Gemüsebeeten üblich ist, zu lockern. Dadurch wird dem Boden die Feuchtigkeit erhalten. Das ist um so wichtiger, als die Erdbeere gegen Feuchtigkeitschwankungen sehr empfindlich ist. Zum andern wird die Tätigkeit der Bodenbakterien, die die Pflanzen mit Nährstoffen versorgen, erheblich gefördert. Diese Lockerung sollte deshalb so oft vorgenommen werden, als der Boden durch den Regen zusammengeschlagen wird und verkrustet. Außerdem ist es empfehlenswert, den Boden mit kurzem Stallmist abzudecken, um den Wurzelstock, der sich mit zunehmendem Alter mehr und mehr hebt, gegen Austrocknung zu schützen. Gleichzeitig wird dadurch der Feuchtigkeitsgehalt des Bodens reguliert und der Humus, der der Erdbeere besonders zuträgt, wesentlich vermehrt. Diese Mistdecke ist im Herbst zum Schutze der Pflanzen gegen die Kälte zu erneuern, nachdem der Boden vorher gelockert worden ist.

Nach der Ernte setzt die Bildung der Ranken in erhöhtem Maße ein. Wenn sie nicht zur Nachzucht verwendet werden, sind sie zu beseitigen, damit sie nicht unnötigerweise die Pflanzen schwächen. Das Entkranken muß natürlich, da immer wieder neue Ranken entstehen, öfters vorgenommen werden. Mehr als drei Jahre sollte man, abgesehen von einigen Sorten, wie z. B. Lucida, Komet und Heinrich Müller, die Erdbeeranlage nicht bestehen lassen; die Fruchtbarkeit nimmt bei älteren Pflanzen bedeutend ab, dagegen die Bildung der Ausläufer zu und damit auch die Arbeit beim Reinhalt der Beete.